

Zur
Antrittsvorlesung
von
Trudel Meisenburg



am Mittwoch, dem 23. Mai 2001, um 18 Uhr c.t.

in Raum 41/112 des Alten Kreishauses
(Universitätsgebäude Neuer Graben 40)

sowie zum

anschließenden Fest in der Stadthalle

ergeht

herzliche Einladung

Sind nicht alle Sprachen schön?

Text der Antrittsvorlesung von Trudel Meisenburg, Universität Osnabrück, 23.5.01

Meine Damen und Herren, ich habe lange überlegt, ob ich diese Frage nicht einfach mit einem knappen und klaren "Ja!" beantworten solle. – Damit wäre das die kürzeste Antrittsvorlesung aller Zeiten, wir kämen ins *GUINNESS BUCH DER REKORDE* und könnten alsbald zum Buffet schreiten.

Doch Sie merken schon, ich rede immer weiter, und dafür gibt es triftige Gründe: Erstmal ist nämlich das Buffet um diese Uhrzeit noch gar nicht fertig. Wir müssen uns also wohl oder übel so ca. eine Dreiviertelstunde hier miteinander vergnügen. Außerdem habe ich ja viele meiner Zeitgenossen – auch der hier anwesenden – in den letzten Monaten mit der Frage nach ihrer Lieblingssprache, nach der für sie schönsten Sprache gequält. Und die Antworten aus dieser "äußerst repräsentativen" Umfrage sollen Ihnen natürlich nicht vorenthalten werden! Sie sind darüberhinaus – ganz zeitgemäß – durch das ergänzt worden, was das Internet unter Stichworten wie "Schöne Sprache", "belle langue", "beautiful language" zu bieten hat, und ich habe natürlich auch nachgeschaut, was die Kolleginnen und Kollegen im weitesten Sinne zu dieser Problematik geäußert haben, was Literatur und Fachliteratur hier bieten – ich kann also schon ein Weilchen zu dieser Frage reden.

Aber bitte erwarten Sie kein amtliches Endergebnis und auch keine vielversprechenden Hochrechnungen, und vor allem – wo ich mich nun gegen die Kurzversion entschieden habe – keine eindeutige Antwort auf meine Frage. Ich habe keine gefunden, sie hat mich vielmehr, um soviel schon mal vorwegzunehmen, in erster Linie zu weiteren Fragen geführt.

In bezug auf meine Umfrage läßt sich jedenfalls festhalten, daß die wenigsten meine Frage, also die Frage "Sind nicht alle Sprachen schön?" rundum bejaht haben. Und selbst wenn sie alle schön sein sollten, dann doch meist nicht alle gleich schön, sondern einige – oder eine einzige – deutlich schöner als die anderen. Wir haben in diesem Zusammenhang oft darüber gesprochen, was man denn unter dem Attribut "schön" zu verstehen habe, daß man da doch eigentlich differenzieren müsse, je nachdem, ob man eine Sprache kennt, versteht, was gesagt wird, oder nicht, daß man im letzteren Fall nur nach dem Klang urteilen könne. – Und der Klang war in der Tat für die meisten das entscheidende Kriterium: Wenn ich nachgefragt habe, warum diese oder jene Sprache als besonders schön empfunden werde, so kam meist die Antwort, daß sie eben so ausgesprochen schön klinge – der lautliche Aspekt steht hier also ganz deutlich im Vordergrund, und auf den wollen wir uns im weiteren auch vornehmlich konzentrieren.

Wenn der schöne oder auch der nicht so schöne Klang näher beschrieben werden sollte, kamen meist Attribute wie "weich" oder "hart", auch "weichlich" oder "kraftvoll", "rauh" oder "sanft"; von "melodiös" oder "melodisch" über "monoton" bis "abgehackt" war so ziemlich alles vertreten, interessanterweise auch ein ganzes Spektrum sexuell befrachteter Terminologie: "männlich" oder "feminin", "schwul" oder auch "halbschwul" bis zu "machomäßig" – bloß "lesbisch" war bisher nicht im Angebot.

Stellvertretend für solche Antworten möchte ich – von der Konserve – kurz einen jungen Mann zu Wort kommen lassen, der, man merke auf, Phonetik studiert hat, und durch die Umsetzung dessen, was er da gelernt hat, inzwischen zu Geld und Ruhm gekommen ist¹:

- [ca. 80 Sekunden Kaya Yanar](#)

Arabisch klingt also wie Kriegserklärung – demnach vermutlich nicht besonders schön, Französisch wie Liebeserklärung, französische Namen klingen geil. Woher kommen solche Einschätzungen, solche Klangempfindungen?

Sie werden zumindest – Gott sei Dank! – nicht von allen in gleicher Weise geteilt, sondern es gibt, etwa bei den von mir Befragten, große Unterschiede: So haben zwar in meiner Umfrage die romanischen Sprachen insgesamt recht gut abgeschnitten: in Führung liegt eindeutig das Italienische – doch es gibt auch Menschen, die Italienisch gar nicht leiden können oder denen es wie eine Art Kinderspanisch vorkommt; ansonsten sind auch Französisch und Spanisch ziemlich gut im Rennen. Beim Portugiesischen scheiden sich die Geister, den einen gefällt es sehr gut, den anderen gar nicht. Solche widersprüchlichen Antworten habe ich für viele weitere Sprachen bekommen, etwa für Russisch, Polnisch, Türkisch, Arabisch, Chinesisch, Rumänisch. Ausgesprochen selten wurde übrigens das Englische zu den schönen Sprachen gerechnet. Auch Deutsch kam nicht oft vor.

Auf die Frage nach den schönen Sprachen gab es also sehr unterschiedliche Antworten, und nur für wenige sind alle Sprachen gleich schön. Ich habe mich aber mit dieser Frage nicht begnügt, sondern meist noch weiter gefragt, wie es denn mit den Dialekten aussehe, und in diesem Bereich ist nun überhaupt niemand indifferent geblieben, niemand findet einfach alle Dialekte schön. Einige können prinzipiell Dialekte nicht ausstehen und finden deshalb alle Dialekte des Deutschen – den eigenen inbegriffen – und auch alle dialektalen Merkmale im Deutschen schrecklich, andere wiederum lieben bestimmte Dialekte heiß und innig und verabscheuen alle übrigen oder zumindest einige von ihnen, und auch hier gibt es wenig Übereinstimmung:

So hat mir beispielsweise der geschätzte Kollege Kanngießler letzte Woche noch erklärt, daß das Schwäbische die häßlichste Sprache überhaupt sei; doch auf einer Homepage aus Waiblingen lesen wir²:

“Die schwäbische Sprache ist eine schöne Sprache. Vielleicht die schönste, wo’s gibt. Herrlich sind die Funken, die fliegen, wenn sich das Schwäbische am Hochdeutschen reibt.”

Das klingt fast schon lyrisch, hier kann der Lokalpatriotismus seine Blüten treiben. Nicht umsonst wirbt ja Baden-Württemberg mit dem Spruch:

“Wir können alles, außer Hochdeutsch.”

¹ Aus Kaya Yanar: “SUCHST DU?!” , 2001.

² <http://www.zvw.de/aktuell/1998/05/27/inhalt.htm>

Sehr verbreitet ist aber auch die Einstellung, daß bestimmte Dialekte niedlich, lustig, lachhaft oder gar lächerlich klingen würden. Und hier muß ich zugeben, daß es mir persönlich trotz professionellem Ohr und prinzipieller Sympathie gegenüber allen Formen sprachlicher Variation in dieser Hinsicht manchmal nicht anders geht:

Wenn beispielsweise ein Rheinländer in singendem Tonfall ‘Nää, dät wejssisch nit’ sagt, dann muß ich unwillkürlich lachen – und ich weiß, daß es vielen Nicht-Rheinländern auch so geht. Woher kommt dieser Eindruck? Ich vermute, daß er mit unserer mangelnden Distanz zu den Dialekten – für Deutschsprachige zu den Dialekten des Deutschen – zusammenhängt: Da der Abstand zur Hochsprache nicht so groß ist, können wir meist verstehen, was gesagt wird, wir registrieren die lautlichen Unterschiede und interpretieren sie als niedliche Abweichungen oder auch üble Verhunzungen derselben. Und natürlich transportieren die Dialekte zahlreiche Konnotationen, und das nicht nur hinsichtlich der regionalen und auch der sozialen Zugehörigkeit dessen, der sie verwendet, so daß hier die emotionale oder affektive Komponente besonders aufgeladen erscheint.

Die Frage nach den schönen Dialekten würde einen eigenen Vortrag brauchen, wir sollten deshalb lieber zu den Sprachen zurückkehren (wobei allerdings der Unterschied zwischen Sprache und Dialekt keineswegs geklärt ist). Was ist es an dem Klang einer Sprache, das den Eindruck von “schön” oder “nicht schön” in uns auslöst?

Man könnte zunächst einmal fragen, ob das tatsächlich klangliche Qualitäten der Sprachen sind oder ob da nicht eher ganz andere Dinge eine Rolle spielen?

Sind es nicht vielmehr Eigenschaften der Sprecher, seien es nun einzelne Sprecher, Sprechergruppen, ganze Sprachgemeinschaften, Völker, Nationen usw., für die wir, aus was für Gründen auch immer, mehr oder weniger Sympathie bzw. Antipathie hegen – und die Sprache muß dann dafür herhalten? Vielleicht ist es auch der Klang der individuellen Stimme, der uns angenehm oder unangenehm ist? Wie können wir das Sprachliche von dem Persönlichen trennen? Bleibt, wenn wir von allem Außersprachlichen, Persönlichen abstrahieren, noch etwas rein Sprachliches übrig, das mehr oder weniger schön klingen kann? – Und wie läßt sich das festmachen?

Um hier näheren Aufschluß zu bekommen, habe ich, wie schon gesagt, auch die Fachliteratur befragt, und der erste Fund war gleich zutiefst ernüchternd:

“Peut-on dire d’une langue qu’elle est belle ?” ‘Kann man von einer Sprache sagen, daß sie schön sei?’ – so lautet der Titel eines Aufsatzes, den André Martinet 1965 in der *Revue d’Esthétique* veröffentlicht hat³. Und gleich der erste Satz gibt eine niederschmetternde Antwort:

“Rien n’est plus étranger aux préoccupations du linguiste contemporain, lorsqu’il s’attache à dégager les traits caractéristiques d’une langue, que la question de savoir si cette langue est belle ou laide.”

³ Bd. 18, S. 227-239.

Für die, die des Französischen nicht so mächtig sind: ‘Nichts interessiert den zeitgenössischen Linguisten weniger als die Frage, ob die von ihm untersuchte Sprache schön oder häßlich ist.’ Diese Frage hat nach Martinet “aucun intérêt”, sie ist völlig irrelevant.

Ganz ähnlich hatte sich übrigens auch schon Karl Vossler 1925 geäußert, nämlich daß “von der grammatischen Forschung alle ästhetische Beurteilung der einzelnen Sprachen als Laiengerede abgelehnt” werde⁴.

Also unwissenschaftlich und irrelevant, was ich mir da als Thema ausgerechnet für meine Antrittsvorlesung ausgesucht habe. Doch gemacht! Immerhin geht ja Martinets Artikel noch 15 Seiten weiter, und gleich der nächste Abschnitt beginnt mit den Worten:

“Ceci, toutefois, ne veut pas dire que le linguiste doive s’abstenir de se poser jamais de questions relatives à l’aspect esthétique des faits de langage”⁵.

Er räumt also ein, daß auch der Linguist sich schon mal mit der ästhetischen Seite von Sprache befassen dürfe und das für ihn vielleicht sogar von Ertrag sein könne. Wir dürfen also getrost mit unserem Thema fortfahren.

Martinet führt dann zunächst eine sehr sinnvolle Aufteilung ein, der ich mich im weiteren anschließe, nämlich die Aufteilung in

- einmal das, was *innerhalb* einer Sprache besonders gelungen ist und deshalb als schöne Sprache gilt, und zwar gegenüber all dem, was in dieser Sprache bislang nicht so schön ausgedrückt wurde,
- und
- zum anderen die Sprache als ganze, die hinsichtlich ihrer ästhetischen Qualitäten mit anderen mehr oder weniger schönen Sprachen verglichen wird.

Ersteres gehört in den Bereich der Stilistik, und aus diesem Bereich stammt auch ein Teil der Internetfunde, zu denen man unter dem Suchbegriff “schöne Sprache” gelangt, also Aussagen wie

»der Peter schreibt für mich die schönste Sprache, die heute jemand schreibt in Deutschland« – so Wim Wenders über Peter Handke⁶.

Diese sprachinterne Stilistik wollen wir hier aussparen, auch wenn ich Ihnen damit im weiteren Kommentare wie den folgenden vorenthalten muß, bei dem unsereiner vor Neid nur erblassen kann:

“Herrn Prof. Schumachers schöne Sprache macht die Vorlesung zu einem Genuß.” (gefunden auf der Fachschaftsseite der Uni Stuttgart, in bezug auf die Vorlesung Ergänzungen zur Physik⁷)

⁴ Karl Vossler: *Geist und Kultur in der Sprache*. - Heidelberg: Winter, 1925, S. 149.

⁵ Martinet 1965: 227.

⁶ <http://www.equinoxe.de/film/wenhimm.htm>

⁷ <http://www.uni-stuttgart.de/fachschaften/fset/umfrage/ws9899/vd/atom.html>

Uns geht es bei der Frage “Sind nicht alle Sprachen schön?” um die ästhetische Einschätzung von Sprachen in ihrer Gesamtheit, wie sie auch Thema des Martinetschen Aufsatzes ist.

Auch Martinet geht davon aus, daß dem “conditionnement externe des jugements esthétiques relatifs aux langues”, also den außersprachlichen Faktoren bei der Bewertung von sprachlicher Schönheit große Bedeutung einzuräumen ist. Doch auch er fragt, ob die “nature”, sei sie nun “physique ou fonctionnelle” – also die internen Qualitäten der betreffenden Sprache – in der Angelegenheit nicht ebenfalls eine Rolle spielen⁸ – und das ist die Frage, die wir uns ja auch schon gestellt haben und der wir im weiteren nachgehen wollen.

Dabei hat Martinet sich in seinem Aufsatz von 1965 offensichtlich als Pionier in Sachen Sprachschönheitsforschung gesehen, jedenfalls erwähnt er die diesbezügliche Forschungstradition mit keinem Wort, sagt vielmehr explizit, daß die Fragestellung keinerlei “statut reconnu” habe⁹.

Wenn man genauer nachsieht, kann man jedoch feststellen, daß es in der Geschichte von sprachbewertenden Überlegungen aller Art nur so wimmelt. “Urteile über Sprachen sind mindestens so alt wie die Sprachphilosophie”, hat Inez De Florio-Hansen mal dazu gesagt¹⁰, und mit großer Wahrscheinlichkeit sind sie sogar noch viel älter, denn mit dem Gebrauch von Sprachen sind immer auch Wertungen hinsichtlich ihrer Norm, ihrer Funktion und auch ihrer Ästhetik verbunden.

Und wenn wir diese ganze Geschichte hier gründlich aufarbeiten wollten, dann kämen wir heute nicht mehr zum Feiern. Ich will also nur ein paar Namen herausgreifen und die wichtigsten Etappen dieser Geschichte kurz Revue passieren lassen, wobei ich mich, wie schon angekündigt, weitestgehend auf den lautlichen Aspekt der Sprachen beschränken werde.

Wenn wir im romanistischen Rahmen ansetzen, so ist unbedingt der große Urahn unserer Disziplin zu nennen, unser aller Dante, der schon vor ca. 700 Jahren für solche Fragen überaus offen gewesen ist: In seinem sprachtheoretischen Werk “De vulgari eloquentia”, in dem er seine Überlegungen zum Dichten in der oder den Volkssprachen kundtut und damit die italienische “Questione della lingua” eröffnet, geht es ihm nicht zuletzt auch um die Frage, ob und wenn ja welches der zahlreichen Vulgares *schön* genug sei, um die Funktion der Dichtungssprache zu erfüllen. – Zu ihrer Charakterisierung benutzt er in dem bezeichnenderweise lateinisch geschriebenen Text Attribute wie *nobilis* ‘edel’ oder ‘vortrefflich’, *delectabilis* ‘lecker’ (*sic!*), *perfectus* ‘vollkommen’, *dulcis* ‘lieblich’, ‘angenehm’, die ja durchaus alle etwas mit ‘schön’ zu tun haben¹¹.

⁸ Martinet 1965: 229.

⁹ Martinet 1965: 228.

¹⁰ Inez De Florio-Hansen: “Ist Französisch eine schwere Sprache? Zur Lernbarkeit von Fremdsprachen und den Konsequenzen für den Fremdsprachenunterricht”, in: *Französisch heute* 4 (1995), 354-363, hier S. 354.

¹¹ Dante Alighieri: *De Vulgari Eloquentia* (~1303), I,10; Text unter:

<http://dante.ilt.columbia.edu/new/books/devulgari/devulgar.html>

Mit Dante hat die Aufwertung der Volkssprachen eingesetzt, mit der Renaissance nimmt sie dann einen bislang nicht gekannten Aufschwung, und das Wetteifern der Sprachen kommt so richtig in Mode. Es werden gelehrte Abhandlungen verfaßt und didaktische Dialoge inszeniert, in denen die Volkssprachen entweder untereinander oder mit dem Lateinischen um höchste Wertschätzung ringen. Auch dabei spielen natürlich ästhetische Kriterien eine Rolle.

Ich will mich aber in der Renaissance gar nicht aufhalten, sondern gleich zur Romantik weiterziehen, die – nicht zuletzt in ihrer Suche nach den Verbindungen zwischen Sprache und Volksgeist – ebenfalls sprachästhetischen Fragen sehr zugänglich war.

Hier ist zuvörderst der große Philologe und Übersetzer August Wilhelm Schlegel zu nennen. Auch er hat einen (1798 erschienenen) “Wettstreit der Sprachen” verfaßt, in dem er Vertreter verschiedener Sprachgemeinschaften – einen Deutschen, einen Franzosen, einen Griechen, einen Engländer, einen Römer und einen Italiäner – mit den allegorischen Figuren Poesie und Grammatik über sprachliche Schönheit im allgemeinen und die Schönheit ihrer jeweiligen Sprachen im besonderen debattieren läßt¹². Später hat Schlegel die dort vorgetragenen Positionen in seinen Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, die er vor ziemlich genau 200 Jahren gehalten hat, noch einmal präzisiert¹³. In beiden Arbeiten geht es um eine genauere Erfassung des Wohlklangs, um die Frage, ob es “allgemeine Gesetze des Wohlklangs” gibt, die “auf die menschliche Natur und das Wesen der Töne gegründet” sind. Im “Wettstreit der Sprachen” wird dieser Standpunkt von der Poesie vertreten, während die Grammatik die Gegenposition einnimmt und skeptisch fragt, ob “der Streit der Sprachen über den Wohlklang nicht vergeblich, und nie auszugleichen?” sei. Sie vermutet stattdessen, daß alles einfach “von der verschiedenen Organisation, Gewöhnung, Übereinkunft” abhängt, und deshalb auch hier das Sprichwort gelte: “Jedem ist seine Königin schön?” – “Oder jedem Narren seine Kappe”, wie der Engländer einwirft¹⁴.

Der Italiener läßt sich auf diese Diskussion nicht ein: “Du siehst ja, Grammatik”, sagt er, “daß sich alle Nationen Europas vereinigen, unsre Sprache wohlklingend zu finden” – ein Einwand, mit dem er das Ergebnis meiner Umfrage vorweggenommen hat. Da nutzt auch die Einschränkung des Franzosen, nämlich “Für den Gesang” wenig. “Was sich gut singt, spricht sich auch gut” entgegnet der Italiener¹⁵.

In der Folge macht sich die Poesie daran, die allgemeinen Gesetze des Wohlklangs – daß es solche gibt, ist nicht nur ihre Position, sondern auch die Schlegels – zu erläutern: “Alles, was den Sprechorganen leicht wird hervorzubringen, ist dem Ohr angenehm zu vernehmen”, sagt

¹² August Wilhelm von Schlegel: “Der Wettstreit der Sprachen. Ein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche. 1798”, in: *Vermischte und kritische Schriften*. Hrsg. von Eduard Böcking. Erster Band. *Sprache und Poetik*. - Leipzig: Weidmann'sche Buchhandlung, 1846, S. 197-268.

¹³ August Wilhelm Schlegel: *Die Kunstlehre. Kritische Schriften und Briefe II*. Hrsg. von Edgar Lohner. - Stuttgart: Kohlhammer, 1963. = Erster Teil von A.W. Schlegels Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, gehalten ab Spätherbst 1801 in Berlin.

¹⁴ Schlegel 1846: 210.

¹⁵ Schlegel 1846: 210.

sie¹⁶. – So wäre also das leichte automatisch das schöne? Ist das wirklich so einfach? – Nein: “Indessen können die Organe durch Gewöhnung es auch in den gewaltsamsten und verworrensten Bewegungen zu einer gewissen Leichtigkeit bringen, und deswegen scheinen sogar die rauhesten Sprachen den Einheimischen, von ihnen selbst gesprochen, leidlich”¹⁷. – Nach Schlegels Poesie gibt es also nicht nur schöne Sprachen, sondern auch rauhe, die aber, Welch ein Trost, zumindest ihren einheimischen Sprechern doch ganz leidlich klingen können.

“Wenn nun in einer Sprache”, so fährt die Poesie fort, “die stimmlosen Buchstaben herrschen, und von den Stimmen höchstens nothdürftig begleitet werden, so entsteht nicht nur dieses, daß das Ohr die gehäuften und oft mit einander streitenden Bewegungen der Organe ungerne vernimmt, sondern die Wirkung der Stimme wird auch durch das Geräusch verdunkelt”¹⁸. Hier greift die Poesie die weit verbreitete Ansicht auf, daß Vokale von Natur aus schöner seien als Konsonanten, da letztere nicht als Töne oder Klänge, sondern als Geräusche wahrgenommen werden.

Ein Übermaß an Vokalen ist aber auch nicht zu empfehlen: “damit es gegliederte Rede bleibe, – erläutert die Poesie – und nicht in ein singendes Auf- und Absteigen der Stimme ausarte, müssen der Regel nach die Vokale durch Bewegungen der Sprachorgane getrennt, und doch auch wieder verknüpft werden” – es sind also zur Verbindung der Vokale Konsonanten vonnöten, wobei deren Abfolge für den schönen Klang nicht beliebig ist: “die Anordnung, daß die stimmlosen Buchstaben, und öfter einfache als verbundene, vor den Stimmen hergehen, [ist] die schönere; seltner sei der Vokal an beiden Seiten mit Konsonanten eingefaßt, oder bestehe die Stimme bloß aus jenem”¹⁹.

Die Linguisten unter Ihnen werden es längst gemerkt haben: die Prinzipien des Wohlklangs, die Schlegel von der Poesie (und wohl auch in erster Linie für die Poesie) darlegen läßt, entsprechen exakt dem, was sowohl in der Natürlichkeits- als auch in der Optimalitätstheorie als ideale Silbe in den Sprachen der Welt herausgestellt worden ist: es ist die sog. CV-Silbe, die nur aus einem konsonantischen Anfangsrand und einem vokalischen Kern besteht. Und wir wissen ja, daß es durchaus Sprachen gibt, die nur diese Silbenstruktur zulassen. Sind das also die schönsten?

Die Poesie ist noch nicht am Ende: “Die Mannichfaltigkeit erfordert jedoch Einmischung der weniger schönen Folgen und Anordnungen, damit das Ohr nicht durch Wohlklang übersättigt werde”²⁰. Aha, es kann also auch ein Zuviel des Wohlklangs geben, ein Zuviel des Schönen, das dann gerade dadurch nicht mehr so schön erscheint. Und so ist es ja auch den Natürlichkeitstheoretikern schon aufgefallen, daß die stete Abfolge von Konsonant und Vokal, möglichst noch in Verbindung mit einem trochäischen Rhythmus, also dem regelmäßigen Wechsel von betont – unbetont, vielleicht doch ein etwas eintöniges prosodisches Muster ergibt,

¹⁶ Schlegel 1846: 211.

¹⁷ Schlegel 1846: 211.

¹⁸ Schlegel 1846: 212.

¹⁹ Schlegel 1846: 213.

²⁰ Schlegel 1846: 213.

das damit für Sprachproduktion und -perzeption gar nicht mehr unbedingt so optimal erscheint²¹.

Für den unterschiedlichen Wohlklang der Sprachen macht Schlegels Poesie übrigens das Klima verantwortlich, denn, so erläutert sie: “Je verschloßner und ungestümer die Natur wird, je mehr sich ihr Bild entfärbt und umnebelt: desto rauher, verworrner und mühseliger wird auch die Bezeichnung der Gegenstände durch stimmloses Geräusch, wozwischen sich die Empfindung nur kleinlaut und mißfällig vernehmen läßt”. Rousseau habe deshalb zurecht “die nordischen Sprachen Töchter der Noth, die südlichen der Freude genannt”²².

Doch hier beklagt sich der Deutsche, daß die Poesie wichtige Aspekte zugunsten dieser nordischen Sprachen ausgelassen habe: “Ihr vergeßt, daß der Wohlklang die Stärke liebt, welche aus gut vereinten Konsonanten entsteht. Wörter von starker Bedeutung fordern den starken Klang als Mitausdruck”, und zum Italiener gewandt, fügt er kurz darauf an: “Eine so weichliche Sprache wie deine, Italiäner, darf gegen unsre männliche gar nicht den Mund öffnen”²³.

Also auch hier schon – im Munde des Deutschen – die sexualisierte Terminologie, die Abwertung von “weich” zu “weichlich”, die Aufwertung von “hart” zu “stark”. – Alles eine Frage der Interpretation?

In seinen Vorlesungen bringt Schlegel dagegen eine durchweg positive Einschätzung der romanischen Sprachen zum Ausdruck, bei der er allenfalls für das Französische Einschränkungen geltend macht²⁴. Das Italienische nennt er hier “sonor und sanft, ohne im mindesten ins Weichliche zu verfallen”. Vielmehr habe es “ebenso entschiedene und kräftige Konsonanten als reine und volle Vokale”. Das Spanische erscheint ihm “vielleicht noch sonor als das Italienische”, wobei ihm “die Einmischungen aus einer morgenländischen ganz heterogenen Sprache, der arabischen, ein wunderbares phantastisches Ansehen” geben²⁵. – Der arabische Einfluß hat für ihn also nicht die Wirkung einer Kriegserklärung hinterlassen. – Das Französische charakterisiert er dagegen als “im Klange flacher und abgeschliffener”, die Vokale seien weniger sonor, der darin herrschende Nasallaut unangenehm, und auch der “Akzent auf der letzten Silbe, der mit gleichförmiger Heftigkeit ohne ruhigen Nachdruck vorgetragen wird”, mißfällt ihm²⁶. Die deutsche Sprache schließlich hat “nicht nur zu wenig Vokale, sondern sie hat auch nicht die rechten”, und “die Härte der allzu vielen, oft übel zusammengesetzten und besonders am Ende der Wörter gehäuften Konsonanten” sei ein großer Fehler²⁷.

²¹ Vgl. etwa Bernhard Hurch: “Accentuations”, in: *Natural Phonology: the state of the art*. Papers from the Bern Workshop on Natural Phonology. Ed. by Bernhard Hurch and Richard Rhodes. - Berlin: Mouton de Gruyter, 1996, S. 73-96.

²² Schlegel 1846: 215.

²³ Schlegel 1846: 219f.

²⁴ Schlegel 1963: 261ff.

²⁵ Schlegel 1963: 263.

²⁶ Schlegel 1963: 263f.

²⁷ Schlegel 1963: 267.

Schlegel hat zwar ausdrücklich erklärt, daß er sich bei seiner Wohlklangsvergleiche auf das beschränken wolle, was sich grammatisch nachweisen läßt²⁸, doch scheinen gegenüber der vorgeblichen Objektivität seiner Einschätzung gewisse Zweifel angebracht. – Was etwa sind übel zusammengesetzte Konsonanten und wieso ist der Nasallaut unangenehm? Wie ließe sich das grammatisch nachweisen?

Es fragt sich vielmehr, ob es nicht einfach die in den Sprachen der Welt weit verbreiteten lautlichen Strukturen sind, die Schlegel und den meisten von uns gefallen, während die selteneren uns fremd und damit häßlich erscheinen? – Falls sie uns umgekehrt nicht als besonders exotisch und ausgefallen gerade anziehen. Auch dafür gibt es immer wieder Hinweise, doch die Anziehungskraft des weit Verbreiteten scheint generell stärker zu sein. Und Oralvokale kommen häufiger vor als Nasalvokale, vordere Konsonanten sind häufiger als hintere, vor allem bei den Reibelauten, die einfache Konsonanz ist häufiger als Konsonantengruppen, offene Silben sind häufiger als geschlossene. Das Schöne, das Wohlklingende wäre also einfach das Gewöhnlichere? – Sie sehen: immer neue Fragen.

Ich habe mich bei Schlegels Texten so lange aufgehalten, weil darin schon so ziemlich alles enthalten ist, was Sprachforscher und Sprachkritiker, Philosophen und Poeten des 19. und 20. Jahrhunderts zu sprachästhetischen Fragen noch zu sagen haben:

So entspricht etwa der von Eugen Lerch (1933) ausgemachte Eindruck der “Markigkeit”, der durch Konsonantenhäufung “in mäßigen Grenzen” entstehe, dem starken Klang als Mitausdruck, an dem Schlegels Deutschem so viel gelegen war. Nach Lerch ist damit das Französische zwar “wohlklingender”, aber “zugleich weniger markig als das Deutsche”²⁹.

Nach dem Kriterium des Gleichmaßes zwischen Vokalen und Konsonanten unterteilt Heinrich Koppelman (1939) die Sprachen gar in ästhetisierende und nichtästhetisierende³⁰: zu ersteren gehören diejenigen, die ganz offensichtlich nach dem Schönen streben – und hier nennt er an erster Stelle das Italienische, in dem wir ein – ich zitiere – “konsequent durchgeführtes ästhetisierendes System” finden würden³¹, während die Sprecher der nichtästhetisierenden Sprachen – zu denen natürlich das Deutsche gehört – andere Sorgen hätten, als auf die ästhetischen Qualitäten ihres Ausdrucksmittels zu achten.

Auch das Spanische gehört – trotz seiner rauhen Reibelaute – nach Koppelman zu den ästhetisierenden Sprachen, und das steht für ihn in engem Zusammenhang mit den kulturellen Leistungen seiner Sprecher, die ebenfalls zu einem großen Teil auf ästhetischem Gebiet lägen. Anders stellt sich das bei den Basken und den Katalanen dar: deren Sprachen sind laut Koppelman nicht ästhetisierend, und ihre Sprecher hätten ja auch keinen Anteil am künstlerischen Ruhm des Landes, aber sie seien den Spaniern wenigstens auf wirtschaftlichem Gebiet

²⁸ Schlegel 1963: 256.

²⁹ Eugen Lerch: *Französische Sprache und Wesensart*. - Frankfurt am Main: Diesterweg, 1933, S. 163.

³⁰ Heinrich L. Koppelman: *Ursachen des Lautwandels*. - Leiden: Sijthoff, 1939, S. 45ff.

³¹ Koppelman 1939: 49.

überlegen³². Sie merken schon, der aus Romantik und Idealismus überkommene Volksgeist wabert ganz gewaltig in diesen Veröffentlichungen, die aus den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts stammen.

Doch auch mit dem Ende des Nationalsozialismus ist es mit solcher Art von Sprachästhetik nicht vorbei. 1969 erscheint von dem Sprachpsychologen Friedrich Kainz eine groß angelegte sprachaxiologische – also sprachbewertende – Studie, und da wird die ganze angeblich universale Wohlklangpalette noch einmal ausgebreitet³³. Für die Konsonanten etwa gilt bei Kainz:

“Ihre Erzeugung vorne im Mund liefert wohlklingendere Ergebnisse als wenn die Artikulationsposition sich hinten im Rachen befindet, was gurgelnde, röchelnde und vomierende Geräusche erzeugt. [...] Konsonantenhäufungen sind einerseits schwer auszusprechen, andererseits für das Ohr mißfällig”³⁴.

Und auch im Fischer-Lexikon Sprachen, das zuletzt 1987 – also vor gar nicht so langer Zeit – wieder aufgelegt worden ist³⁵, findet sich eine Beurteilung des Französischen, die mit den erörterten Kriterien arbeitet. Ich zitiere Heinz Wendt:

“Eine ästhetische Wertung dieser Sprache, die strukturell einen Typus ganz eigener Art zeigt und in dieser Hinsicht – konnte man ihre Geschichte nicht – sicher mit manchen Sudansprachen verglichen worden wäre, mag wegen ihres Rufs und ihrer Verbreitung hier angebracht sein. Es ist kein Zweifel: Die große Anzahl scharf umrissener Oral- und Nasalvokale; der Wechsel zwischen diesen Vokalen und gut ausgeprägten Konsonanten, der einen leichten Fluß der einfach gebauten Silben bewirkt, die Möglichkeit, die Silben durch den allein herrschenden subjektiven Akzent sowie durch Längung der Vokale hervorzuheben, machen das Französische zu einem von allen Völkern anerkannten sprachlichen Klangwunder”³⁶.

Ja, da verstehen wir, daß in dieser Sprache alles wie eine Liebeserklärung klingt. Ich weiß nicht, welche Völker Heinz Wendt befragt hat, Arthur Schopenhauer jedenfalls war zu einer ganz anderen Einschätzung dieses Klangwunders gelangt: In seinen *Parerga und Paralipomena* von 1851 bezeichnet er das Französische als “elendsten Romanischen Jargon”, als “schlechteste Verstümmelung lateinischer Worte”, als “Sprache, welche den ekelhaften Nasalen, *en, on, un* zum ausschließlichen Eigenthum hat, wie auch den schluckaufartigen, so unaus-

³² Koppelman 1939: 51f.

³³ Friedrich Kainz: *Psychologie der Sprache*. Fünfter Band, II. Teil: *Psychologie der Einzelsprachen II*. - Stuttgart: Enke, 1969.

³⁴ Kainz 1969: 80.

³⁵ Fischer-Lexikon *Sprachen*. Verfaßt und herausgegeben von Heinz F. Wendt. Frankfurt am Main: Fischer, 1987 (zuerst 1961).

³⁶ Wendt 1987: unter Romanische Sprachen, Französisch.

sprechlich widerwärtigen Accent auf der letzten Silbe”, kurzum als “armsälige Sprache”³⁷. Also doch nichts für Liebeserklärungen?

Andersherum ist es auch nicht immer freundlicher zugegangen, und da hat sich sogar ein gestandener Linguist, nämlich Maurice Grammont, ausgesprochen negativ über die Klangqualitäten des Deutschen geäußert:

“Ce qui choque en allemand c’est, avec un rythme brutal et monotone qui frappe comme des coups de talon sur le sol, une extraordinaire accumulation de consonnes qui soufflent, sifflent, éternuent, toussent, crachent, toutes les manifestations les plus vulgaires de la vie physique, toute l’élégance germanique”³⁸.

Auch ohne Übersetzung ist, glaube ich, nachzuvollziehen, was für eine Art Einschätzung des Deutschen Grammont hier abgibt. Und wenn man nicht wüßte, daß sein Artikel bereits 1927/28 erschienen ist, man könnte glatt meinen, er habe vorher den Großen Diktator angeschaut und beziehe sich auf Redebeiträge wie den folgenden³⁹:

- [ca. 90 sek. Hinkelaufnahme](#)

Der ästhetische Eindruck der deutschen Sprache im Ausland scheint übrigens – auch das ein Ergebnis meiner Umfragen – über weite Strecken durch den “Achtung!” brüllenden Nazi-Offizier aus dem Kriegsfilm – wenn nicht gar aus eigenem Erleben – geprägt zu sein.

Ich möchte die Suche nach den sprachspezifischen Grundlagen des schönen Klangs an dieser Stelle aufgeben und mich lieber Wilhelm Theodor Elwert anschließen, dem als Mehrsprachigem oft die Frage nach der schönsten Sprache gestellt wurde und der in seinem Artikel “Sur la beauté des langues” zu dem Schluß gekommen ist, daß es sich bei den Antworten darauf durchweg um Topoi, um Klischees, auch um Vorurteile handele: “le côté acoustique du langage ne permet pas de juger de la beauté d’une langue” – ‘die Lautseite der Sprache erlaubt kein Urteil über ihre Schönheit’ – “toutes les langues sont également bonnes et également mauvaises, également belles et également laides, également parfaites et imparfaites” – ‘alle Sprachen sind gleich gut und gleich schlecht, gleich schön und gleich häßlich, gleich vollkommen und unvollkommen’⁴⁰. Und genau zu demselben Schluß gelangt letztlich auch Martinet, wenn er hinsichtlich der sprachlichen Schönheit sagt: “la beauté n’est pas dans l’objet mais dans la réaction de l’individu à l’objet” – ‘die Schönheit ist nicht im Objekt – also in der Sprache – sondern in der Reaktion des Individuums auf das Objekt’⁴¹.

³⁷ Arthur Schopenhauer: *Parerga und Paralipomena II*. Zweiter Teilband. - Zürich: Diogenes, 1977, § 283, S. 592†.

³⁸ Maurice Grammont: Besprechung von Bally (1926), in: *Revue des Langues romanes* 65 (1927-1928), 405-408, hier S. 407.

³⁹ Aus: Charles Chaplin: *The Great Dictator / Der Große Diktator*, 1940.

⁴⁰ Wilhelm Theodor Elwert: “De la ‘beauté des langues’”, in: *Orbis VIII* (1959), 436-444. Wiederveröffentlicht in: Ders.: *Das zweisprachige Individuum und andere Aufsätze zur romanischen Sprachwissenschaft*. - Wiesbaden: Steiner, 1973, S. 81-89.

⁴¹ Martinet 1965: 232.

Also lange Rede, gar kein Sinn, wir wären wieder beim einfachen Ja auf meine Frage gelangt, hätten uns das ganze sparen können, und die Zeit ist immer noch nicht rum?

So einfach ist es nun doch nicht. Auch wenn wir von einem objektiv linguistischen Standpunkt aus sagen können oder sagen müssen, daß alle Sprachen gleich schön oder meinetwegen auch gleich häßlich sind, so dürfte das kaum irgendwelchen Einfluß auf die ganz subjektiven Einschätzungen der verschiedensten Sprecher haben, denen es vermutlich völlig egal ist, was die Sprachwissenschaft dazu meint. Für gewöhnlich sind für sie eben nicht alle Sprachen gleich schön, und die unterschiedlichen Vorlieben – also Vosslers Laiengerede – können durchaus Konsequenzen haben. Ob wir eine Sprache mögen, hat nämlich nicht zuletzt auch Auswirkungen darauf, ob wir uns näher mit ihr beschäftigen, uns in irgendeiner Form für sie einsetzen, sie vielleicht lernen oder gar studieren wollen. Und da wird diese Frage plötzlich aus einem ganz anderen Blickwinkel interessant. Der Sprachlern- und -lehrforschung ist seit längerem bekannt, daß die Einstellungen zur Zielsprache für den Lernerfolg eine wichtige Rolle spielen. Roger Shuy hat das mal so ausgedrückt: “people learn a second language when they really want to. [...] If wanting to learn is the key, then attitudes, beliefs and values must play a terribly important role in the entire process”⁴². Und Wolfgang Klein vom Max Planck Institut in Nijmegen hat sich ebenfalls recht plastisch in diesem Zusammenhang geäußert:

“Es scheint plausibel, daß man eine Sprache, die man für ein Gegurgel hält und deren Sprecher man nicht ausstehen kann, unter sonst gleichen Umständen weniger gut lernt als eine, zu der man eine positive Einstellung hat – es sei denn, es handelt sich um Spracherwerb im Rahmen einer Agentenausbildung”⁴³.

In diesem Zusammenhang sind wiederum sowohl die Ergebnisse meiner Umfrage als auch die Funde aus dem Internet interessant. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß Englisch äußerst selten als schöne Sprache genannt wurde, auch im Internet kommt es fast nie mit diesem Attribut vor. Warum wohl nicht? Ich denke, weil es das einfach nicht nötig hat. Englisch wird sowieso gelernt, Englisch ist nützlich, da braucht es nicht auch noch schön zu sein. Schön, das sind die Sprachen, für die man sich einsetzen muß, die bedroht sind, die Unterstützung brauchen, weil sie sonst verschwinden werden, generell oder auch nur aus dem Schulunterricht.

So sind es einmal die meist tatsächlich bedrohten Minderheitensprachen, die mit dem Etikett “schön” versehen werden, egal, ob es sich dabei um Plattdeutsch oder Elsässisch, um Agni, eine der über 60 Sprachen der Elfenbeinküste, um “la belle langue niçoise”, also die Varietät des Okzitanischen aus der Umgebung von Nizza, um die amerikanische Indianersprache Cherokee oder um das Sorbische handelt. Zu letzterem hat beispielsweise Pfarrer Rehor von der “Stiftung für das sorbische Volk” im Internet Stellung genommen⁴⁴:

⁴² Roger W. Shuy: “On Discovering Language Attitudes”, in: *American Attitudes Toward Foreign Languages and Foreign Cultures*. Ed. by Edward Dudley and Peter Heller. - Bonn: Bouvier, 1983, S. 71-93, hier S. 77.

⁴³ Wolfgang Klein: *Zweitspracherwerb*. - Frankfurt am Main: Hain, ³1992, S. 48.

⁴⁴ <http://kirche.kath.de/benno/tdh/1999/region/tdha9915a.htm>

“Bis heute ist Sorbisch eine lebendige Sprache, obwohl sie es nicht leicht hat, denn Sorbisch – übrigens eine sehr schöne Sprache – ist eine Minderheitensprache, die kein Mutterland im Ausland hat.”

Daneben findet sich die Charakterisierung als “schöne Sprache” im Internet sehr oft auf den Seiten von Schulen und Universitäten, die ihr Lehrangebot präsentieren und dafür werben:

- Da weist z.B. die Theologische Fakultät der Universität Halle darauf hin, daß sie seit 1711 Tamilkurse anbietet und kommentiert⁴⁵: “Tamil ist die älteste noch heute gesprochene Schriftsprache der Welt und gilt zudem als eine sehr schöne Sprache.”
- “Und wissen Sie überhaupt, daß Tschechisch eine sehr schöne Sprache ist?” fragt die Tschechischlektorin der Universität Erlangen⁴⁶.
- Und auf einer Seite des Metropolitan State College of Denver, Colorado, können wir gar erfahren, daß selbst Mittelhochdeutsch “eine reiche, bildliche, schöne Sprache” war⁴⁷.
- “Ich lerne Französisch als erste Fremdsprache, weil Französisch eine schöne Sprache ist.” erklärt Jean-Phillip aus der Klasse 5b des Beisenkamp Gymnasiums in Hamm. Sein Klassenkamerad Christoph gibt allerdings zu: “Ich lerne Französisch als erste Fremdsprache, weil ich dann die schwere Sprache bald hinter mir habe”⁴⁸.
- j.u.s. vom Albert-Schweitzer-Gymnasium in Gundelfingen schlägt mit seiner oder ihrer Wahl des Spanischen gleich zwei Fliegen mit einer Klappe: “denn Spanisch ist eine schöne Sprache und es macht Spaß, sie zu sprechen. Ich denke, Spanisch ist auch viel leichter als Französisch”⁴⁹.
- Auch Russisch, ehemals aufgezwungen und heute im schulischen Fremdsprachenunterricht marginalisiert, wird mittlerweile als schöne Sprache erkannt – so zumindest auf den Homepages mehrerer Schulen in der Ex-DDR⁵⁰.

Hier scheint etwas Ähnliches zu wirken, wie es der katalanische Soziolinguist Rafael Lluís Ninyoles in seinem Buch *Idioma i prejudici* ‘Sprache und Vorurteil’ für den Konflikt zwischen dominierenden und dominierten Sprachen in diglossischen Situationen ausgemacht hat, – daß nämlich die faktische Hierarchie, wie sie ja nicht nur im Fall von Diglossie, sondern auch generell hinsichtlich des wirtschaftlich/praktischen Nutzwertes von Sprachen besteht, durch eine fiktive, idealisierende Umkehrung kompensiert wird⁵¹. Demnach können die weniger oder gar nicht nützlichen Sprachen im emotionalen Bereich gegebenenfalls eine Aufwertung erhalten, beispielsweise durch das Attribut “schön”, wohingegen die nützlichen in diesem Bereich getrost abgewertet werden können, sie werden ja sowieso gebraucht und müssen daher nicht auch noch schön sein.

⁴⁵ <http://www.theologie.uni-halle.de/vvz/sommer/spr.html>

⁴⁶ <http://www.phil.uni-erlangen.de/~sz/personen/labayer.html>

⁴⁷ <http://clem.msced.edu/~mdl/germ212/unit6.htm>

⁴⁸ <http://ham.nw.schule.de/beisenkamp/faecher/franz/biling2.htm>

⁴⁹ <http://www.fmsp.de/read/22/12.html>

⁵⁰ Z.B. <http://www.steuben.schule.uni-potsdam.de/wps.htm>, <http://www.informatik.hu-berlin.de/~rosenfel/hs/ausgabe22/a12.html>

⁵¹ Rafael Lluís Ninyoles: *Idioma i prejudici*. - València: Eliseu Climent, 1997, S. 72ff. (zuerst 1971).

Inwieweit die Charakterisierung als “schön” nun die Lernmotivation für die auf der Nützlichkeitskala nicht so hoch eingestuften Sprachen positiv beeinflusst, muß dahingestellt bleiben. Die heutige Schulsituation läßt da eher Skepsis angebracht erscheinen. “Schön sind zwar alle Sprachen, aber gelernt wird nur noch Englisch!!!”, hat mir eine Freundin, selbst Lehrerin für Französisch und Russisch, im Zusammenhang mit unserem Thema geschrieben.

Aber damit das nicht als endgültiges Fazit hier im Raum stehen bleibt – denn das Buffet müßte inzwischen fertig sein, und wir können zum Schluß kommen –, möchte ich Ihnen noch ein paar passende Zitate zur Auswahl präsentieren, Sie können dann selbst entscheiden, welcher Meinung Sie sich anschließen wollen:

Zunächst eine sehr positive Sicht der Dinge von Hugo von Hofmannsthal:

“Die Sprachen gehören zu den schönsten Dingen, die es auf der Welt gibt. [...] Sie sind wundervolle Musikinstrumente, die unsichtbar immerfort neben uns herschweben, damit wir uns ihrer bedienen: die Möglichkeit der unsterblichsten Gedichte schläft immerfort in ihnen, wir aber spielen auf ihnen so albern als möglich. Trotzdem ist es nicht möglich, sie ganz um ihren Klang zu bringen. Ja, wenn wir für die Schönheit der eigenen stumpf geworden sind, so hat die nächstbeste fremde einen unbeschreiblichen Zauber; wir brauchen nur unsere welken Gedanken in sie hineinzuschütten, und sie werden lebendig wie Blumen, wenn sie ins frische Wasser geworfen werden”⁵².

Vielleicht hätte ich Ihnen das alles also besser in der nächstbesten fremden Sprache erzählen sollen, auf daß die welken Gedanken lebendig geworden wären, aber geht man nach Paul Valéry, so hätte das auch nichts genützt, denn sein Kommentar lautet:

“Tout ce qui peut se dire est nul.”⁵³

‘Was sich sagen läßt, das kann nichts taugen.’

Und wie heißt es in Botho Straußens neuestem Stück?:

“Zu viele Worte gab es immer, doch nie waren sie wertloser als heute”⁵⁴.

Und damit endgültig Schluß, statt Worten nur noch Taten! Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und möchte Sie nun alle zum gemeinsamen Feiern einladen.

⁵² Hugo von Hofmannsthal: *Gesammelte Werke*, Bd. 3. - Berlin: S. Fischer, 1934, S. 135.

⁵³ Teil des Mottos zum Gedicht “Das Wort” von Peter Gan aus: *Die Holunderflöte*. Gedichte. - Zürich / Freiburg i. Br.: Atlantis-Verlag, 1949, zitiert nach *Über die Sprache*. Erfahrungen und Erkenntnisse deutscher Dichter und Schriftsteller des 20. Jahrhunderts. Eine Anthologie, herausgegeben und eingeleitet von Karlheinz Daniels. - Bremen: Carl Schünemann, 1966, S. 75.

⁵⁴ Zitiert nach *DER SPIEGEL* 16 (2001): “Strandgutmenschen im Hotel”, zu Botho Strauß’ Stück “Der Narr und seine Frau...”, S. 173.